

Hintergrund

Was er als Stil betrieb, ist heute eine Marke

Niklaus Meienberg starb vor zehn Jahren. Was bleibt von seinem Journalismus übrig? Erstaunlich viel im Ansatz, erstaunlich wenig in der Umsetzung.

Von Jean-Martin Büttner

Er war noch nie so tot wie heute. Zehn Jahre nachdem Niklaus Meienberg sich im verhassten Oerlikon einen Plastiksack um den Kopf band und dann still verstarb, erstickt an sich selber und an den unverrückbaren Verhältnissen, scheint er zur historischen Figur zu versteinern.

Ein paar Anthologien sind noch erschienen, unveröffentlichte Gespräche wurden nachveröffentlicht, ein anständiger Film wurde über ihn gedreht und eine sorgfältige Biografie verfasst; eine Geliebte versuchte sich als Enthüllungsliteratin, zwei junge Theatermacher persiflierten ihn als barocken Wüterich.

Am meisten hätte ihn wohl gefreut, dass Kaspar Villiger ihn und andere im Zuge der Bergier-Berichte rehabilitierte. Meienberg sei kein Freund von ihm gewesen, sagt Villiger heute. Dennoch verteidige er manchmal auch jene, die ihn ärgerten: «Ich bin stolz darauf, dass man mich in diesem Land ärgern darf.»

Nicht blindwütige Bewunderung

Auch die Medien rissen sich zuletzt um seine Texte, immer mehr wollten ihren «Meienberg-on-the-Rocks», wie er es nannte. Nur galt das Interesse dem Alleinunterhalter und Tanzbären, nicht dem Grübler und Hervorgrübler, ein Missverständnis, zu dem er selber beitrug.

Er habe auf Auseinandersetzungen gehofft, auf Argumente und Gegenargumente, schrieb Meienberg kurz vor seinem Tod - «nicht auf heftige Bewunderung oder blindwütige Ablehnung». Titel des unveröffentlichten Textes, eines Briefs an die Familie vom 20. August 1993, einen Monat vor dem Freitod: «Ein paar Gründe für das Aufhören». Der Text liest sich wie der Abschied eines Verbitterten, der sich, bis zuletzt, im eigenen Land diffamiert oder ignoriert vorkam.

Ersteres war leicht zu belegen, schon durch eine damals erschienene zweiseitige Abrechnung in der NZZ, die NM tief verletzte. Dass er selbst unablässig den Respekt jener einforderte, über die er mit voller Wucht herzog, gehört zu seinen vielen ungelösten Widersprüchen. Niklaus Meienberg, schreibt seine Biografien Marianne Fehr, sei ein Boxer mit Glaskinn gewesen.

Heute diffamiert ihn keiner mehr, sogar die Historiker zollen ihm Anerkennung (vgl. Kasten). Das hätte ihn aber nicht getröstet. Denn mit der Diffamierung verschwand das Interesse. Manche seiner brillanten Ausfälle muten beim Wiederlesen historisch an, nicht weil die Fragen veraltet wären, die er stellt, sondern weil die Antworten schwieriger geworden sind. Die Verhältnisse lassen sich heute nicht mehr so klar benennen. Niklaus Meienberg, der heissblütige «Stürmischech», profitierte vom Frontverlauf des Kalten Krieges.

Wütig-zärtliche Sprache

Das mag erklären, warum sich seine Texte mehr als Erinnerung denn als Aufforderung lesen. Auch Erich Hackl spricht in einem neuen Text über NM vom «rasanten Verlust der Gegenwärtigkeit», von der Angst also, «dass einem einer abhanden kommt»*. Es stimmt: Kein Journalist und keine Journalistin pflegt mehr einen dermassen wütig-zärtlichen Umgang mit der Sprache, keiner betreibt dermassen unverfroren solche Undercover-Recherchen, niemand ruft mehr in seinen Tonalitäten und mit seiner Sprachwucht über die Untenliegenden, Aufgestiegenen und Obengebliebenen aus. Wie Meienberg in seinem Brief an die Familie notierte: «Man ist als Schreiber nichts wert, höchstens ein Unterhaltungswert, Diskussionen wird aus dem Weg gegangen, Debatten auch. Wenn man schlecht schreibt, wird man nicht gelesen, wenn man gut schreibt, gilt man als unseriös.»

Stimmt das noch? Die Verhältnisse sind komplizierter. Das merkt man schon den Produkten an, für die NM am häufigsten geschrieben hatte: der «Weltwoche», dem «Magazin» und der «WochenZeitung». Dass er die beiden Ersten am Ende ungeniessbar fand und die WoZ «immer noch das Beste», heisst gar nichts. Seine Zuneigung war immer so gross wie der Nutzen, den er daraus ziehen konnte.

Ohne Frage hat sich der Journalismus seit Meienbergs Tod stark verändert. Die «Weltwoche» hätte er nicht mehr erkannt und sich im «Magazin» nicht mehr erkannt. Bei der «WochenZeitung» würde ihn schon die Aufmachung erstaunen. Am meisten überrascht hätte ihn aber, was aus den Forderungen geworden ist, die er an den Journalismus stellte: viel im Ansatz, wenig in der Umsetzung.

Es ist unbeliebt, über die Arbeit von Kolleginnen und Kollegen zu schreiben, oft kommt es schäbig heraus oder rechthaberisch. Erst recht von einer Zeitung, die Meienberg mit Schreibverbot belegt hat. Aber es lässt sich nicht immer vermeiden. Unpolemisch kann man festhalten: Aus dem derben und dann wieder ziselierten Aufklärungsjournalismus des Niklaus Meienberg ist ein hochprofessioneller Inszenierungsjournalismus geworden, der virtuos mit Personen, Kulissen und Dramaturgie hantiert. Der die gut geschriebene Geschichte der gut gemeinten Ideologie vorzieht; und der nicht mehr erziehen und politisch formen, sondern möglichst geistreich unterhalten will. Das ist auch ein Gewinn. Vor allem das «Magazin» und die «Weltwoche» funkeln mit glänzend geschriebenen, auch kritischen Porträts und Reportagen und Glossen, die ohne Didaktik, wenn auch meistens ohne Dialektik operieren.

Beiden Zeitschriften wird in der linken Medienszene Zeitgeistjournalismus vorgeworfen, aber der Vorwurf greift zu kurz, die Vielfalt der Themen und Zugänge ist zu gross. Auch hat die Sprache dieser Publikationen nichts mit der «glatten Schreibe» zu tun, die Meienberg beim «Spiegel» diagnostizierte. Der Anspruch ist auch verschieden. Beim «Spiegel» funktioniert die Sprache als Fließband, das die Fakten transportiert, «vakuumverpackt», wie Meienberg es nannte. Bei der «Weltwoche» und auch der «WochenZeitung» werden die Fakten häufiger mit Meinungen glasiert und dadurch flutschig gemacht; das ist toll zu lesen, aber mitunter schwer nachzuprüfen.

Das «Magazin» schliesslich macht brillant vor, was auch Tageszeitungen immer häufiger, wenn auch ungenau probieren: die systematische Personalisierung und Ereignisberichterstattung, die alle tieferen Widersprüche in Handlung auflöst und das Politische beschreibend zum Verschwinden bringt. Niklaus Meienberg hatte es darauf angelegt, gesellschaftliche Strukturen an den Menschen zu beschreiben, die von ihnen durchdrungen sind. Die Durchdringung ist den Beschreibungen abhanden gekommen.

Der Autor und sein Ich

Das ist eine Frage des Berufsverständnisses. Obwohl Meienberg mit Handlungen und Zitaten recht freihändig umging, verstand er sich als Reporter. Manche seiner jüngeren Berufskollegen scheinen gleich den «postjournalistischen Zustand des Autors» anzustreben. Das sagt Roger Köppel, der als Chefredaktor des «Magazins» und der «Weltwoche» zur Entwicklung beigetragen hat. «Wenn einer sich als Autor empfindet», sagt er heute, «droht er sich als Journalist abhandeln zu kommen.» Dennoch spricht Köppel gerne vom Stil als «Brand», als Marke. Der Begriff ist präzise: Der Stil drückt keine Haltung aus, sondern preist sich als Ware selber an.

Damit rückt der Autor ins Zentrum seines Schreibens, und wo Autoren schreiben, ist das Ich nicht weit. Auch Meienberg hatte auf dem subjektiven Zugang zur Sache bestanden, er betrieb Journalismus mit Ganzkörpereinsatz, liess sich bisweilen hemmungslos von seinen Vorurteilen leiten, vergass aber nicht den Blick nach aussen. Dieser Blick scheint bei einigen seiner Kollegen durch Spiegelblicke verstellt. Subjektivität droht zum Selbstzweck zu werden, der Anlass zur Kulisse.

Man merkt das in Kriegsberichten der «Weltwoche», in Selbstversuchen und anderen Eitelkeiten beim «Magazin» und in den ausgebreiteten Fantasien beziehungsweise Bekenntnissen, mit denen sich einzelne Mitglieder der «WochenZeitung» ihrer Renitenz versichern. Für den kleinsten frechen und unabhängigen Gedanken, schrieb NM in seinem Abschiedsbrief, werde man hier zu Lande «bestraft oder in die Wüste geschickt». Heute wird man begeistert publiziert. Es ist nicht einfach, vierfarbig wütig zu werden.

* **Klemens Renoldner: «Hagenwil-les-deux-Eglises. Ein Gespräch mit Niklaus Meienberg» mit einer Einführung von Erich Hackl. Zürich, Limmat-Verlag.**

Bis zuletzt kam er sich diffamiert vor oder ignoriert. Heute stimmt Letzteres.

BILD DOMINIQUE MEIENBERG

Von den Gründen für das Aufhören: Niklaus Meienberg im Oktober 1992.

«Meienberg konnte bedenkenlos einseitig sein»

Meienberg litt darunter, dass ihn die Fachwelt als Historiker überhörte. Das aber hat sich inzwischen geändert.

Von Hannes Nussbaumer

«Ganz oben erhoffte man einen Schutz der Privilegien durch Hitler, ganz unten manchmal eine Abschaffung der Privilegien durch ihn. Oben nannte man es "politische Verwirrung (. . .). Unten nannte man es "Landesverrat", wie bei Ernst S. Oben wurde pensioniert, unten wurde fusiliert.» Aus: «Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.» (1975/1977)

Das Leben des St. Galler Färbereiarbeiters Ernst S. währte kurz: 1919 geboren, in eine Familie, die «kaum genug zu beissen» hatte, und 1942 von der Militärjustiz zum Tode verurteilt, weil er aus Überdruß und Geldnot Armeegranaten und belanglose Informationen an Deutschland weitergegeben hatte.

«Das ist so wie immer, der Kleine hängt eher als der Grosse.» Das Fazit des Historikers Edgar Bonjour zum Schicksal des Ernst S. nennt das Leitmotiv des Historikers Meienberg: das Verhältnis der Kleinen zu den Grossen und umgekehrt. Der Basler Geschichtsprfessor Georg Kreis spricht von «einem Verständnis, das die Klassegegensätze betonte».

Tatsächlich gehörte die Beschreibung des klassenabhängigen Denkens und Handelns zu Meienbergs bevorzugten Themen. Es steht bei Ernst S. wie in der Arbeit über den deutschfreundlichen Wille-Clan (1987) im Zentrum. Ulrich Wille war der Schweizer 1.-Weltkriegs-General, sein Sohn diente während des Zweiten Weltkriegs als Oberstkorpskommandant.

Meienberg habe «gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse durch den eindringlichen Blick auf das Handeln von Personen sichtbar gemacht», sagt Jakob Tanner, Geschichtsprfessor an der Universität Zürich. «Für die Mentalitätsgeschichte der Schweiz bleibt Meienbergs Leistung bedeutend.» Solche Urteile hätten Meienberg viel bedeutet.

Sein Streben war zermürend

Historiker Meienberg strebte zeit seines Lebens nach akademischer Anerkennung. Es war ein zermürendes Streben. Fortschrittliche Historiker der 70er-Jahre empfanden seinen personalisierten Zugang als Relikt der antiquierten bürgerlichen Helden-Geschichtsschreibung. Andere wiederum zielten auf den Inhalt. Georg Kreis schrieb 1977 in einem NZZ-Aufsatz über den Ernst-S.-Film von Meienberg und Richard Dindo: «Mit einer Unverfrorenheit, wie man sie vor allem aus der nationalsozialistischen Propaganda kennt, wird der nachgewiesene Fall einer wirklichen Kollaboration verharmlost und werden zugleich "die Herrschenden mit unbelegten Behauptungen einer imaginären Kollaboration verdächtigt.»

Seither hat sich einiges geändert. Schon vor zwei Jahren hat Kreis in einer Fachzeitschrift seinen Vergleich mit der NS-Propaganda als «unschön und ziemlich unnötig» bezeichnet. Heute lobt er: Meienberg habe «die Geschichte der Todesurteile zu einem ernsthaften Diskussionspunkt gemacht». Für Jakob Tanner hat Meienberg «nachhaltige Impulse für die schweizerische Zeitgeschichte freigesetzt». Er habe die Öffentlichkeit «für verdrängte Aspekte sensibilisiert». Dadurch sei «die Arbeit der Bergier-Kommission indirekt beeinflusst worden», sagt Kommissionsmitglied Tanner.

Auch Meienbergs Methoden sind nicht mehr verfehmt. Sein Vorgehen, gesellschaftliche Strukturen an Personen zu zeigen, findet auch an den Unis Anhänger. Seine Forderung, Geschichtsforschung vor allem «im Feld» und nicht nur als Gedankenarbeit zu betreiben, habe «wesentlich zur Aufwertung der Oral History in der Schweiz» beigetragen, sagt der ETH-Historiker Klaus Urner. Auch er hatte sich in der NZZ seinerzeit kritisch zum Ernst-S.-Film geäußert.

Und noch etwas: In seiner Wille-Arbeit habe Meienberg gezeigt, wie man das empirische Material mit der eigenen Imagination verflechten kann, sagt Georg Kreis. Und wie man sich dabei «nicht zwangsläufig von der "Realität" entfernen muss, sondern sich zuweilen auch auf sie zu bewegen kann».

Auch andere haben sich allerdings der verdrängten Wahrheiten angenommen. Dazu komme, sagt Kreis, «dass ich mir Niklaus absolut nicht vorstellen kann als Historiker, der tagelang Aktenschachteln durcharbeitet». Und: «Er hat dieses Manko gespürt und darum diejenigen, die sich dieser nötigen Arbeit unterzogen, als graue Archivmäuse verhöhnt.» Klaus Urner sieht das genauso. Er lobt zwar Meienbergs intuitive Arbeitsweise, verweist aber auf deren Kehrseite: «Mühsames Aktenstudium und aufwändige Überprüfungen lagen ihm nicht.» Habe man ihn berichtet, so Urner, «reagierte er meist äusserst aggressiv».

Letzten Endes, sagt Georg Kreis, sei Meienbergs Stärke auch seine Schwäche gewesen:
«Dass er bedenkenlos einseitig sein konnte